

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

No. 21.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Als der Pfarrer zu ihnen in's Zimmer trat, kauerte Frau Köhler am Ofen, das sorgenschwere Haupt in die Hand gestützt und die Augen starr auf die Ofenöffnung gerichtet. Sie fuhr bei seinem biblischen Gruße zusammen. Marie neigte sich dabei tiefer auf die Arbeit und erwiderte ihn nur mit einem stummen, mürrischen Kopfnicken.

„Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn und sich nicht wendet zu den Hoffärtigen, die mit Lügen umgehen!“ sagte er, sich setzend. „Der Herr ist gnädig und barmherzig; bewundert und preiset seine Güte, Geliebte! Höret die frohe Botschaft, die ich zu verkündigen habe. Erlaucht wollen so gnädig sein, die Aussteuer zu geben. Und weiter will er das Haus vom Zins befreien, es auch im nächsten Frühjahr ausbauen lassen. Einen Stall wird er errichten und von seinem besten Vieh hineinsetzen, auch Weide und Acker dazu geben, auf daß nimmermehr Mangel herrsche in diesem Hause, aus dem ein Knecht Gottes sein Weib nahm. Der Anhang dort“, schloß er, auf die beiden Tanten deutend, „soll fortgeschafft werden. O preiset mit mir Gottes Barmherzigkeit, der Alles so herrlich wendet und die Guten belohnt, die ihm treu bleiben.“

Frau Köhler war aufgestanden; sie preßte die Hände vor das Gesicht. Wonach sie im Leben gestrebt, nach Abwälzung der erdrückenden Lasten, nach einem menschenwürdigeren Dasein, — das sollte ihr jetzt werden! Ein Haus, ein Stall, etwas Vieh, Weide und Acker — überstieg das nicht schon ihre kühnsten Wünsche? — Aber womit wurde dieses Glück erkaufte? Mühte sie nicht ihr Kind dafür hingeben, dessen ganze Zukunft zum Opfer bringen! Das war es, was mit Eiseskälte in's Herz ihr drang und keine Freude bei der Botschaft des Pfarrers aufkommen ließ. Groll und Bitterkeit regten sich in ihrem Herzen.

Marie las im Gesichte der Mutter, was in ihrem Innern vorging. Mit thränenden Augen trat sie auf sie zu und preßte sie stürmisch an sich. „Muth, Mutter,“ flüsterte sie ihr zu, „es wird Alles gut werden.“ Frau Köhler vermochte nicht zu antworten, sie schüttelte nur das Haupt.

Der Pfarrer begriff den Vorgang nicht; er glaubte, es

sei die Freude, welche Frau Köhler und Marie so mächtig bewegten.

„Ja, dies ist ein Tag, den der Herr gemacht!“ rief er aus. „Laßt uns uns freuen und fröhlich darinnen sein!“

„Herr Pfarrer,“ sagte Frau Köhler jetzt, sich emporrichtend und den Pfarrer ernst anblickend. „Das Herz erstarrt mir bei dieser Freude und Fröhlichkeit. Was soll der Umbau dieses Hauses? Und ruhte die Decke auch auf dem stärksten Mauerwerk, ich würde sie auf mich niederstürzen sehen. Was soll das Vieh und Acker und Weide mir, wenn auf jeden Bissen, den ich zum Munde führe, wie giftiger Wehlthau die Anklage fällt: du hast ihn mit dem Herzblut deines Kindes erkaufte!“ —

Das Eis war gebrochen, Frau Köhler war jetzt wieder ganz die liebende, die opferfreundige Mutter. Wie ihre bleichen Wangen sich färbten und die Augen wunderbar erglänzten! Auch in Mariens Augen leuchtete es hell auf. „Mutter, Mutter,“ sagte sie bewegt; „bedenke das Elend, bedenke das Alter!“

„Und was soll die Aussteuer zum Leichenzuge?“ fuhr Frau Köhler, ohne sich stören zu lassen, mit Bitterkeit fort. „In die Grube kommt man auch ohne Gepränge!“

„Der Herr errette deine Seele!“ sagte der Pfarrer, vor Ueberaschung ganz verwirrt. „Du redest irre, Weib!“

„Nein, nein!“ rief Frau Köhler wieder. „Ich will weder Haus, noch Vieh, noch Acker — gehen Sie, gehen Sie! Mein Kind soll man mir nicht rauben!“ Sie umschlang Marien, als fürchte sie, daß man sie ihr entreißen könnte.

„Da scheint Ihnen das Elend doch sehr zu behagen!“ sagte der Pfarrer wüthend, der jetzt zu begreifen begann, daß er auch hier falsch gerechnet.

„Die Liebe soll es uns leicht machen!“ entgegnete Frau Köhler ruhig. „Marie!“ wandte sie sich an ihre Tochter; „wir wollen weiter ringen und arbeiten! Besser doch, vor Hunger zusammenbrechen als unter der Last des Gewissens!“

„Ja, Mutter, wir wollen weiter arbeiten; Tag und Nacht will ich schaffen!“ antwortete Marie freudig, während sie ihr dankbar die Hände drückte.

„Eine gute Tochter!“ höhnte der Pfarrer. „Eine gute Tochter, die ihre Mutter im Elend verkommen läßt, um nur den Buhlen sich zu erhalten. Aber Gottes Arm wird dich ereilen und vor meiner Thür wirst du noch um Erbarmen winseln und mich ansehen, daß ich sie dir öffne! Laßt ihn nur ein, laßt ihn nur ein, den schleichenden Buhlen — Gott wird euch Alle verderben!“

Er eilte zur Thür und stürmte, sie krachend in's Schloß werfend, auf die Straße.

Mutter und Tochter hielten sich innig umschlungen.

„Nun wird die Arbeit und alle Last des Lebens uns leicht werden,“ sagte Frau Köhler. „Ach, ich hätte es nimmer ertragen, dich im Pfarrhause zu sehen.“

„Ich werde arbeiten, Mutter,“ antwortete Marie; „aber wäre es nicht besser gewesen . . .“

„Still, Kind, keine thörichte Reue!“ unterbrach sie Frau Köhler. „Es wäre nicht besser gewesen; laß uns ruhig weiter arbeiten — es wird schon noch ein Stück gehen.“

„Bane auf mich, Mutter,“ antwortete Marie. „Wir wollen weiter arbeiten.“

Es war ein ergreifendes Bild: Mutter und Tochter in der Hütte des Elends, so innig aneinander geschmiegt! Die schwarzen Wände, die bröckelnde Decke und die blödsinnigen Zeugen des Auftritts — welch' furchtbarer Rahmen! Wie strahlend aber die Augen der beiden glücklichen Menschen, wie rosig gefärbt ihre Wangen, wie zuversichtlich ihre Mienen!

* * *

Am Nachmittage rollte ein Fuhrwerk vom Schloß in's Dorf und hielt vor dem Hause Egler's; es fuhr unverrichteter Sache wieder ab, Egler aber ging noch an demselben Nachmittage, von Neumann begleitet nach Schönenberg, um von dort am nächsten Morgen nach der Stadt zu gehen. Bei dem Lehrer Berner wollten sie Nachtquartier nehmen.

Blumenthal kam gegen Abend in's Dorf; seine Arbeit hatte ihn daran gehindert, früher zu kommen. Er ermunterte Frau Köhler und Martha und versprach ihnen, dafür zu sorgen, daß sie lohnende Arbeit in der Stadt fänden. Nach Marien fragte er nicht; er sah überhaupt recht ernst aus und verließ gleich nach seinem Besuche das Dorf.

* * *

Am nächsten Tage, es war Dienstag, war Blumenthal früh schon auf dem Felde.

„Die hatten mir gestern den ganzen Morgen verdorben,“ sagte er zu seinen beiden aus der Stadt mitgekommenen Gehülfen.

„Sie treiben es arg,“ antwortete Feldmann, ein ältlicher Mann mit gebräuntem Gesicht und klugen Augen. „Wo das nur hinaus soll?“

„Sie spielen solange mit dem Feuer, bis ihnen die Bude über dem Kopfe brennt,“ sagte Martin, der andere Gehülfe.

„Ja, ja, sie treiben es arg,“ wiederholte Feldmann; „sie möchten am liebsten die Leibeigenschaft wieder haben.“

„Die wäre gewiß nicht schlimmer als der jetzige Zustand,“ entgegnete Martin. „Wenn die Weber und Spinner es nur so gut hätten, wie die Zuchthäusler! Die Menschen im Zuchthause sind ja viel glücklicher d'ran als die vielen Tausende von freien Leuten.“

„Vielleicht kommt es noch zu einer Revolution,“ sagte Feldmann. „Es gährt ja jetzt überall.“

„Wer soll bei uns Revolution machen?“ erwiderte Blumenthal.

„Die Leute besitzen nicht einmal mehr die Kraft zum Verbrechen, geschweige denn zu einer Revolution. Sie hungern lieber, ehe sie stehlen und rauben, und besten Falls greifen sie zum Selbstmord. Die Selbstmorde kommen aber auch nur selten vor, es erstirbt nachgrade alle Energie.“

„Wo soll die bei der Kost auch herkommen!“ rief Feldmann. „Fleisch kommt nur bei einigen Wohlhabenden zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten auf den Tisch, und dann für eine Familie von fünf bis sechs Personen etwa ein halbes Pfund. Schenkt der Bauer ein Quart Buttermilch, oder tauschen sie es für die

Kartoffelschalen nach langem Auffammeln ein, so ist dies ein Festtag, und an einem Viertelpfund Butter zehrt eine große Familie die ganze Woche hindurch. Die Meisten leben ja nur vom Viehmehl und den Viehkartoffeln.“

Vom Schlosse her näherte sich jetzt am Stocke ein alter, etwas gebeugter Mann. Blumenthal betrachtete ihn aufmerksam.

„Das ist ja der Lehrer Berner von Schönenberg,“ sagte Feldmann. „Kenne ihn vom vorigen Sommer noch. Wie kommt der denn her?“

„Ja, wo hatte ich denn meine Augen!“ rief Blumenthal sichtlich erfreut aus und eilte ihm rasch entgegen. „Das ist er ja, wie er lebt und lebt!“

Der Alte war stehen geblieben und fuhr mit dem Taschentuch nach der Stirn, um den Schweiß zu trocknen, der sie bedeckte. Er besaß ein freundliches Gesicht, das die Farbe und die Zeichen des Alters trägt. Die Augen aber blickten fast jugendfrisch, und in seltsamem Gegensatz steht ihre Munterkeit zu dem weißen Haar, das spärlich den mächtigen Schädel bedeckt.

„Hörte, daß Sie wiedergekommen sind,“ sagte er, als Blumenthal vor ihm stand, „wollte es nicht recht glauben und bin nun gekommen, um mich doch mit eigenen Augen zu überzeugen.“

„In den nächsten Tagen wollte ich zu Ihnen kommen, und nun müssen Sie sich den weiten Weg machen . . .“

„Einen Menschen zu finden,“ entgegnete Berner lächelnd, „ist heutzutage schon ein Bischen Mühe werth.“

Sie schüttelten einander herzlich die Hände.

„Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen,“ sagte Blumenthal. „Wie frisch Sie auch aussehen!“

„Wundere mich selbst darüber,“ antwortete Berner, „dabei ist das Leben gar nicht danach angethan, daß man alt wird. Sollten mal jetzt einen Blick in unsere Schule werfen! Das Herz schnürt sich Einem zusammen, wenn man den Jammer sieht. Früher war's schon schlimm, aber jetzt, da ist fast die Hälfte stumpfsinnig, und aus solchem Material soll man Menschen machen! Es gehört wirklich ein hartgefotterer Schulmeister dazu, um auszuhalten und bei Verstand zu bleiben.“

„Nicht der hartgefottere Schulmeister,“ verbesserte Blumenthal. „Die warme Menschenliebe, die sie stets befeelt hat, ist es, welche Sie alle Mühen geduldig ertragen läßt. Ich weiß es, wie es in den Schulen aussieht, bin hie und da in den Hungerbezirken auch in die Schulen gekommen, aber die Hände habe ich vor die Augen gepreßt und bin hinausgestürzt in's Freie, da der Anblick, der sich mir bot, das Blut erstarren ließ. Und was lehrte man in diesen Schulen? Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat; — ertraget geduldig, was Gott verhängt; — preiset seine Weisheit, preiset seine Güte!“

Berner seufzte.

„Es trieb mich, Sie aufzusuchen,“ schloß Blumenthal. „Von meinen Erfahrungen hätte ich Ihnen zu erzählen und von den schrecklichen Eindrücken, die ich empfangen. An der Menschheit und ihren Zielen bin ich fast irre geworden.“

„Glaub's schon, glaub's schon,“ sagte Berner. „Aber den Kopf darf man trotz alledem nicht verlieren. Blicken Sie um sich, Blumenthal! Erheben sich nicht von allen Seiten die Propheten der neuen Zeit? — Sie schütteln den Kopf; aber was sind denn die Kommunisten und Sozialisten unserer Tage anders, als die Verkündiger des neuen Evangeliums? Was war Jesus von Nazareth mehr als die Männer unserer Zeit, die das alte mosaische Wort: „Liebet eure Nächsten wie euch selbst!“ in's praktische Leben übertragen wollen?“

„Was hat der Welt aber die Auffrischung dieses Grundsatzes genügt?“ wandte Blumenthal ein. „Das Elend ist doch geblieben, wenn es nicht noch größer geworden.“

„Weil man den Esstein verworfen und nicht zur Grundlage des Lebens gemacht und ihn mit todten, wenn auch glänzenden Formen vertauscht hat. Der Grundsatz von der Nächstenliebe selbst ist uralt, und wie ein Naturgesetz hat er in der Menschheit gelebt, im grauen Alterthume schon war er gekannt. Würde Jesus von Nazareth ihn nicht wieder in's Leben gerufen haben, dann hätte es nach ihm ein Anderer gethan. Und, Blumenthal,

mag man Gebirge darauf thürmen, er hört doch nicht einen Augenblick auf, unter den Menschen zu leben. Wie gesagt, ich zweifle keinen Augenblick daran, daß es besser werden wird. Ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, daß wir bereits auf der Schwelle der neuen Zeit stehen."

"Ich sehe nicht so vertrauensvoll in die Zukunft. Die Menschheitsgeschichte macht keine Sprünge, und aus unserem Zustande in jenen, der uns vorschwebt, wäre ein gewaltiger Sprung. Da müssen noch viele Vorstufen überstiegen werden, ehe man in das Heiligthum gelangt."

"Thorheit, lieber Blumenthal; was sind diese Vorstufen anders als Festungswerke, welche die Vergangenheit zu ihrer Vertheidigung aufwirft? In jedem Fort, das die Menschen einnehmen, sollen sie ruhen, um ihre Kraft zu stärken. Faule Fische! Sie sollen nur wieder einschlafen, damit das alte Spiel fortgesetzt werden kann. So wird das Ziel ihres Strebens ihnen künstlich entrückt, und im Grunde genommen, ist es nur ein Stein, der statt des Brotes in ihre Hände fällt. Nein, nein, Blumenthal, lassen wir alle Vorstufen beiseite, stürmen wir fest auf das Hauptziel los und Alles macht sich von selbst. Glauben Sie mir, die Menschheit findet sich leicht in würdigere und glücklichere Zustände. Sie bedarf der Vorstufen nicht."

"Ist doch der Ansturm der französischen Revolution zuletzt im Sande verlaufen," entgegnete Blumenthal.

"Das ist ein Mißgeschick, dem die Neuzeit gleichfalls ausgesetzt ist. Jeder Fehler, den sie macht, rächt sich bitter und wirft sie wieder auf einige Zeit zurück. Aber was thut das, der endliche Sieg gehört doch uns. Vergessen Sie übrigens bei dem Beispiele nicht, daß die Menge sich verblutet hatte, ehe sie noch recht mit ihren Forderungen in den Vordergrund trat."

"Ich bewundere wirklich Ihr Vertrauen," sagte Blumenthal. "Da darf man nicht staunen, wenn aus Ihren Augen immer noch das Feuer der Jugend leuchtet."

"Nun schelten Sie aber den unverbesserlichen Schulmeister," rief Berner. "Statt sich des Wiedersehens zu freuen, hält er Ihnen eine Vorlesung über allbekannte Dinge."

Blumenthal schüttelte den Kopf. "Gibt es für Männer eine schönere Begrüßung, als wenn sie ihre Hoffnungen und Klagen mit einander austauschen? Und habe ich Sie je anders gesehen, als das Herz erfüllt mit dem unzerstörbaren Vertrauen in die Zukunft?"

Sie waren während dieser Unterredung weiter geschritten und standen jetzt am Vermessungsapparat. Berner begrüßte die beiden Arbeiter in herzlicher Weise. Man sprach wieder über das Ereigniß vom vorausgegangenen Tage und Berner tadelte in bitteren Worten den Uebermuth der Schloßbewohner.

"Es ist Egler doch zur Stadt gegangen?" fragte Blumenthal.

"Ja, er hat sich schon vor Tagesanbruch auf den Weg gemacht. Ich wollte eigentlich nach Balbau, um dort einige Grüße und Aufträge zu bestellen. Auf der Höhe aber dachte ich, nun mußt du dich doch umsehen, wo der Blumenthal eigentlich steckt. Sie sehen, daß meine Mühe, Sie aufgesucht zu haben, sehr zusammenschrumpft."

"Gleichviel! Ich freue mich doch recht sehr des Wiedersehens." Sie schüttelten einander wieder die Hände.

Berner ruhte sich auf einem Grenzstein aus, dann trat er, von Blumenthal begleitet, den Rückweg an. Einige Zeit gingen sie schweigend neben einander.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erfinder der Schnellpresse.

Eine geschichtliche Skizze.

Die Geschichtsschreiber nennen jenen Zeitabschnitt, in welchem sich im Herzen Europa's eine große, bedeutende Umwälzung auf allen Gebieten menschlichen Denkens und Schaffens vollzog — jene Zeit, in welcher Luther den römischen Aberglauben bekämpfte und Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen von einer politischen Wiedergeburt des alten germanischen Reiches träumten und für dieselbe kämpften, — das „Zeitalter der Reformation“.

Wilhelm Kaulbach, der große deutsche Maler, hat diese Epoche in seinem herrlichen Karton: „Das Zeitalter der Reformation“ verewigt und in diesem Bilde — ein großes, bedeutungsvolles Stück Weltgeschichte — läßt er den Augustinermönch den hervorragendsten Platz einnehmen. Mit Unrecht. Diese hervorragende Stelle gebührt keinem Andern als dem Erfinder der Buchdruckerkunst, gebührt keinem Andern als Johannes Gutenberg. Mit ihm beginnt das Zeitalter der Reformation. Allerdings schwebte dem Maler nur die „Kirchenverbesserung“ vor, aber dasjenige, welches der ganzen Sache eigentlich zum Siege verhalf, war die Kunst des Mainzer Patriziers. Ein Luther wäre ohne die Erfindung Gutenberg's vielleicht grade so weiß gekommen, wie hundert Jahre vor ihm Johannes Huß. Dadurch, daß Luther seine kernigen Streitschriften gegen Rom allgemein verbreiten und so auch das Volk für seine Ideen gewinnen konnte, war es ihm erpart, ein altes Witterchen ein Reißigbündel auf den brennenden Scheiterhaufen werfen zu sehen und mit den Worten: „O sancta simplicitas!“ (o heilige Einfalt!) zu sterben. Huß war „die Gans, die man briet“, und Luther „der weiße Schwan, den man nicht verbrennen konnte“, weil das zu denken beginnende Volk hinter ihm gestanden. Das Wunder der Verbreitung seiner Lehre bewirkte einzig und allein das gedruckte Wort.

Wenn einmal ein Maler das „Zeitalter der Revolution“ malen wird, so wird er als Hauptperson den Hunger malen und um diesen die Helben der Revolution gruppieren müssen. Wird ein Maler aber einst das „Zeitalter der sozialen Bewegung“

zeichnen, darf er wahrhaftig keine andere Person in den Vordergrund seines Bildes stellen, als den Erfinder der Schnellpresse, durch deren heutige Vollendung es ermöglicht wird, das bildende, befreiende Wort, vieltausendmal vervielfältigt, auch dem ärmsten Manne zugänglich zu machen.

Wie die von dem guten Katholiken und loyalen Edelmann Gutenberg erfundene Kunst in ihren ersten Lebensjahren der Reinigung des Christenglaubens so große Dienste leistete, ebenso leistet die Erfindung der Schnellpresse der fortschreitenden Ausbreitung des sozialen Evangeliums unsterbliche Dienste. Nur durch die enorme Ausdehnung der Presse ist es möglich, die Ideen des Sozialismus in alle Welt zu tragen, diese zur Kenntniß des arbeitenden Volks zu bringen, und nur durch die Mitwirkung der Presse wird es möglich sein, diesen Ideen einst Durchbruch schaffen zu können.

Als Gutenberg's Kunst bekannt wurde, erwachte im Volke ein unbezähmbarer Trieb, lesen zu lernen, und als es lesen konnte, verlangte es, gelehrt zu werden; und als es begann, Licht zu werden in den Köpfen, verlangte man Gleichberechtigung und es ertönte der Ruf: „Liberté, Egalité, Fraternité!“ Und heute, wo das gedruckte Wort in jeder Hütte Zutritt gefunden, heute hört man — wenn auch noch schüchtern den Ruf: „Dignité de l'homme!“ — „Menschenwürde!“ Und nicht eher wird der Kampf um dieses Recht ruhen, nicht eher wird es enden, als bis die Glückseligkeit des Wissens alle Menschen umfassen wird. . . Die Hochschule des Proletariats ist das gedruckte Buch — die Presse! . . Die Presse! Wie herrlich passen auf sie die Worte Ludwig Uhland's:

„O Strahl des Lichts, du dringst
Hinauf in jede Gruft.
O Geist der Welt, du ringst
Hinauf in Licht und Luft.“

Und so wie Deutschland die Wiege der Buchdruckerkunst

überhaupt war, ebenso sollte aus diesem Lande auch der Mann hervorgehen, welcher berufen war, der typographischen Kunst eine so weittragende Bedeutung zu geben.

Jenes freundliche Städtchen in der heutigen preussischen Provinz Sachsen, in welchem der Reformator des römischen Glaubens das Licht der Welt erblickte, sollte auch der Ehre theilhaftig sein, den Mann in seinen Mauern werden zu sehen, der die Welt mit einem der höchsten Triumphe der mechanischen Wissenschaft beschenkte. Am 17. April 1775*) wurde in Eisleben Friedrich König, der Erfinder der Schnellpresse, der bedeutendste Reformator der Typographie seit ihrem Bestande, geboren.

Fürwahr, ein seltenes Zusammentreffen! Der große Geist, welcher der Welt die „Sieben Siegel“ des Bibel-Buches öffnete, der mit kühner Hand Deutschland von den Fesseln Roms befreite, und der nicht minder große Geist, durch dessen geniale Idee „das Wort ist Fleisch geworden“ — sie Beide sind Kinder Einer Stadt.

In diesem, der deutschen Geschichte heiligen Städtchen verlebte König, dessen Vater ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Dekonom und Wirthschaftsbesitzer war, seine Kinder-, seine Knabenjahre; dort empfing er seine erste Jugendbildung und absolvirte in dem von Luther zwei Tage vor seinem Tode gestifteten Gymnasium das Studium der beiden klassischen Sprachen. Als er dann den Entschluß faßte, Buchdrucker zu werden, siedelte er an seinem fünfzehnten Geburtstag nach Leipzig über — an demselben Tage, an welchem von jenseits des Ozeans, Benjamin Franklin's Geist, „welcher Amerika die Freiheit gab, und Lichtströme über Europa ergoß, in den Schoß der Gottheit zurückkehrte.“**)

— Am 17. April 1790 trat der Jüngling in die Offizin von Breitkopf und Härtel als Lehrlinge ein.

Zu dem Erlernen wollte er Neues lernen, und wahrhaftig ist die Buchdruckerei eine der besten Schulen — in sie geht und von ihr kommt alle Intelligenz.

Während seiner Lehrzeit beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium der fremden Sprachen, der Geschichte, Philosophie und der schönen Literatur. Als er seine Lehrzeit beendet hatte, konditionirte er als praktischer Buchdrucker in Leipzig, Halle und Greifswalde und lehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er im Jahre 1800 eine Buchhandlung etablirte. Durch Unternehmungen, die größtentheils von den schlechten Zeiten am Ein-

gange unsers Jahrhunderts zu unglücklichen gemacht wurden, verlor König den größten Theil seines bescheidenen Vermögens.

In die Zeit von 1802 bis 1803 fällt das Auftauchen der Idee König's, die Buchdruckerpresse, welche seit der Erfindung der Kunst immer ihre primitive Form beibehalten hatte, zu verbessern; um damit rascher zum Ziele zu gelangen, studirte er Mechanik und Mathematik.

Wie bei so vielen nützlichen und staunenerregenden Erfindungen, war auch bei der Erfindung der Schnellpresse die Veranlassung an sich einfach und unbedeutend. König's Plan beschränkte sich anfänglich darauf, das Farbegeben durch einen besondern Apparat verrichten zu lassen, welcher, mit dem Karren

verbunden, durch ihn auch zugleich in Bewegung gesetzt werden sollte. Durch die Lösung dieser Aufgabe sollte von den bisher an der Handpresse beschäftigten zwei Druckern — dem Press- und dem Walzenmeister — Einer, und zwar der Letztere, überflüssig gemacht werden. Um mit der nöthigen Ruhe an der Ausführung seines Planes arbeiten zu können, begab sich König nach Suhl im Thüringerwalde, das durch seine Eisenfabrikate und seine Gewehrfabrikation sich eines europäischen Rufes erfreut. Erst nach anderthalb Jahren kam es mit diesem Farbe-Apparate zu einem Versuche, der übrigens höchst entsprechend ausfiel.

„Da aber“ — wir gebrauchen hier König's eigene Worte — „durch diesen Plan nichts an der Geschwindigkeit gewonnen werden konnte, so kam mir bald der Gedanke von selbst in den Sinn, diese Presse durch Maschinerie in Bewegung zu setzen oder die verschiedenen Einrichtungen auf eine umdrehende Bewegung zurückzuführen, um dann irgend erst eine bewegende Kraft anbringen zu können. Die Aus-

führung dieses Planes war noch nicht ganz vollendet, als ich genöthigt war, mich nach einem Beistande umzusehen, um die Idee weiter zu verfolgen.“

Um diesen Beistand zu finden, reiste König erst nach Wien, dann nach St. Petersburg, wohin er sich am 13. Mai 1806 von Lübeck aus einschiffte.

In den kontinentalen Regierungskreisen herrschte damals allgemein die löbliche Gepflogenheit, jedes eingereichte Projekt einfach zu ignoriren. Kaiser Franz betrachtete die Telegraphie als ein Taschenspielerstückchen und von den Eisenbahnen wollte er schon gar nichts hören. „So lang i leb', gib't's dös ewi' nö!'“ war seine stereotype Rede, und damit sprach er jeder neuen Erfindung sein Verdammungsurtheil.

(Schluß folgt.)



Friedrich König, Erfinder der Buchdruck-Schnellpresse. †)

*) Nach den neuesten Angaben 1774.

**) Mirabeau's Worte, als er der französischen Kammer Mittheilung von Franklin's Tode machte.

†) Das Bild wurde uns von der Familie des Erfinders in zuvorkommenster Weise zum Abdruck überlassen.

Die Paradiesvögel im Berliner zoologischen Garten.

Von R. Schulz.

Wer mit offenen Augen durch den Berliner zoologischen Garten wandelt, wird sich unwillkürlich des Gedankens nicht entschlagen können, daß derselbe der deutschen „Kaiserstadt“ würdig ist. Nicht nur bietet er eine große Anzahl seltener Thiere dar, sondern die ganze Einrichtung desselben macht einen wohlthuenden Eindruck und läßt die sorgfältigste Pflege der Thiere auf den ersten Blick erkennen. Und wir können es ja auch kaum anders erwarten, führt ja doch ein Mann die Leitung des Gartens, der allgem. in dem Ruf eines tüchtigen Zoologen und erfahrenen Züchters steht. Bis zum Jahre 1869 gehörte freilich der Berliner zoologische Garten mit zu den schlechtesten in ganz Europa, um so erfreulicher ist es für uns, Konstatieren zu können, daß gegenwärtig derselbe sich den gleichen Naturanstalten unseres Kontinents würdig an die Seite stellen kann.

Einen Schatz hat derselbe zur Zeit vor allen andern voraus. Es sind dies die beiden Paradiesvögel, die Herr Direktor Dr. Bobinus aus dem Dresdener zoologischen Garten angekauft hat, und die die Bewunderung aller Vogelliebhaber und Naturfreunde überhaupt erregen. Der große Paradiesvogel, von Linné *Paradisaea apoda*, fußloser Paradiesvogel genannt, ist überhaupt zum ersten Male in Europa lebend zu sehen, während der kleine Paradiesvogel (*Paradisaea papuana*, Shw.) bis jetzt nur erst einmal, und zwar im Londoner zoologischen Garten, eine Zeitlang gepflegt wurde. Beide Vögel wurden von einem Naturfreunde, der 30 Jahre lang in Indien gelebt, nach Europa gebracht und von dem Herrn Direktor Schöpf in Dresden für den Preis von à 3000 Mark angekauft. Ihr früherer Besitzer hat den einen schon seit drei und den andern seit vier Jahren im Käfige erhalten, so daß wir wohl hoffen können, daß sie auch unter der Pflege des erfahrenen Dr. Bobinus gut ausdauern werden.

Bekanntlich haben die Paradiesvögel bis vor noch nicht zu langer Zeit in dem Ruf eines überirdischen, ätherischen Wesens gestanden. Man erzählte von ihnen, daß sie fußlos im Aether schwebten, sich von Sonnenschein, Blumenthau und Blüthenduft ernährten und niemals die Erde berührten. Alle alten naturwissenschaftlichen Schriftsteller erzählen dies, und stand ja einmal einer auf, der die Möglichkeit eines solchen Vogels bezweifelte, so wurden seine Auslassungen mit unverhohlenem Spott aufgenommen. Zu dieser allgemeinen Ansicht waren die Schriftsteller durch den Umstand verleitet worden, daß sie niemals ein lebendes Exemplar dieses Vogels zu Gesicht bekommen, sondern ihre Beschreibungen auf die ausgestopften Vögel stützten, denen freilich die Füße regelmäßig fehlten. Daß diese aber von den spekulativen Händlern abgeschnitten sein könnten, um dadurch das Wunder und so auch den Preis zu erhöhen, fiel ihnen in ihrer Einfalt nicht bei. Erst die neuere Zeit hat einige Klarheit über das Leben dieser Vögel gebracht, namentlich war es der englische Reisende Alfred Russel Wallace, der sie zuerst ausführlich beschrieben^{*)}, und dessen Schilderung wir der nachfolgenden Skizze zugrunde legen.

^{*)} „Der Malayische Archipel“, die Heimath des Drang-Utangs und des Paradiesvogels. (Braunschweig, Georg Westermann.)

Als die ersten europäischen Reisenden die Molukken erreichten, so erzählt Wallace, um Gewürznelken und Muskatnüsse zu suchen, wurden sie auch mit getrockneten Vogelbälgen beschenkt, die so seltsam und schön wären, daß sie die Bewunderung selbst jener nach Reichthum jagenden Seefahrer erregten. Die malayischen Händler gaben ihnen den Namen „Manuk dewata“ oder „Göttervögel“; die Portugiesen nannten sie, da sie weder Füße noch Flügel hatten und da nichts Sicheres über sie zu erfahren war, „Passaros de Sol“ oder „Sonnenvogel“, während die gelehrten Holländer, welche lateinisch schrieben, sie „*Avis paradiseus*“ oder „Paradiesvogel“ benannten. John van Pinschoten gab ihnen im Jahre 1590 diesen Namen, und er erzählt uns, daß Niemand die Vögel lebend gesehen hat, denn sie leben in der Luft, wenden sich stets gegen die Sonne und lassen sich vor ihrem Tode niemals auf die Erde nieder. Mehr als hundert Jahre später sah Herr William Funnel mehrere Exemplare auf Amboina, und man sagte ihm, daß sie nach Banda kämen, um Muskatnüsse zu essen, durch welche sie berauscht und besinnungslos niederfielen,

worauf sie von Ameisen getödtet würden. Bis zum Jahre 1760 war kein vollkommenes Exemplar in Europa vorhanden und man wußte durchaus nichts über sie. Linné kannte nur zwei Arten, welche er *Paradisaea apoda* (fußloser Paradiesvogel) und *Paradisaea regia* (Königsparadiesvogel) nannte; seitdem hat man noch achtzehn weitere Arten kennen gelernt, welche alle zuerst nach Bälgen, die man von den Wilden auf Neu-Guinea bekommen hatte, beschrieben wurden. Die Bälge waren sämtlich mehr oder weniger unvollkommen, und ist somit die Beschreibung derselben vielfach nicht richtig.

Die Paradiesvögel sind mäßig große Vögel, die in ihrem Bau und in ihren Gewohnheiten den Krähen, Staaren

und den australischen Honigfauern verwandt sind. Durch die außerordentliche Entwicklung des Gefieders, welches an Schönheit von keiner andern Vogelfamilie erreicht wird, zeichnen sie sich vor allen anderen Vögeln aus. Bei mehreren Arten stehen große Büschel zarter, prächtig gefärbter Federn an jeder Seite des Körpers, welche unterhalb der Flügel ausgehen und Schweife, Fächer oder Schilder bilden; die Mittelfedern des Schwanzes sind oft in Strahlen verlängert, welche in phantastische Formen gebreht und mit den glänzendsten, metallischen Farben geziert sind. Bei anderen entspringen diese Strahlenfedern an dem Kopfe, dem Rücken oder an den Schultern. In der Kraft und Schönheit, der Farbe und dem metallischen Glanze des Gefieders kommt ihnen kein anderer Vogel gleich, die Kolibris vielleicht ausgenommen.

Die Eingeborenen präpariren die Vogelbälge in folgender Weise. Sie schneiden Flügel und Füße fort, balgen dann den Körper bis zum Schnabel hinauf ab und nehmen das Gehirn heraus. Darauf wird ein starker Stoc hindurchgestoßen, welcher aus dem Schnabel hervorkommt und mit einigen Blättern umwickelt ist; das Ganze wird dann in eine Palmen-Blüthenscheibe gelegt und in der rauchigen Hütte getrocknet.

(Schluß folgt.)



Danton.

Episode aus dem Jahre 1792. Frei nach dem Französischen von D. . . P. . .

(Fortsetzung.)

Friedrich wandte sich rasch dem Gitter zu, denn er glaubte die Stimme Danton's erkannt zu haben, aber in dem Dunkel des Korridors, der jenseits des Gitters lag, vermochte er Niemand zu erspähen.

„Haben Sie gehört, Marie?“ sagte er traurig zu dem zitternden Mädchen. „D, rufen Sie den Tag der Befreiung nicht herbei!“

Aber Marie wandte sich unwillig ab und entfernte sich, entrißet über das, was sie von allen Seiten eine verbrecherische Verstocktheit nennen hörte und nun selbst so nannte.

Am nächsten Tage bemerkte Friedrich, daß alle seine Mitgefangenen mit einer nicht zu verkennenden Absichtlichkeit von einer projektirten Verbindung zwischen Melbourg und Marien sprachen; er fühlte seinen Muth schwinden, aber der Anblick Melbourg's, der ihn mit ironischem Lächeln maß, gab ihm seine Fassung wieder. Er schritt grade auf ihn zu und sagte barsch:

„Mein Herr, glauben Sie mir, es ist noch nicht Zeit, die Liste Ihrer Geliebten mit einem neuen Namen zu bereichern.“

Melbourg fuhr auf und brach in Drohungen aus.

„Wozu das?“ unterbrach ihn Friedrich. „Sie sehen wohl, daß wir hier keine Waffen haben, sonst wären Sie nicht mehr am Leben.“

So waren Friedrich in Kampf und Qual zwanzig Tage seit seiner Verhaftung vergangen, als er, vom Schmerze gebrochen, sich entschloß, an Danton zu schreiben, um seine Unschuld zu bezeugen. Marie hatte sich ganz von ihm zurückgezogen und schien völlig in der Gewalt ihres Bruders und Melbourg's zu sein; er vermochte die Qualen der Eifersucht nicht länger zu ertragen und sagte sich auch, daß er besser über die Geliebte wachen könne, wenn er frei sei, und daß sie am Tage der Gefahr erkennen solle, wie treu er es meine. Aber noch hatte er seinen Brief nicht beendet, als ein ungewöhnlicher Lärm an sein Ohr schlug. Er stieg in den Hof hinab und fand ihn mit neuangekommenen Gefangenen angefüllt, die von den anderen wie alte Freunde und Brüder bewillkommnet wurden. Und in all' den verschiedenen Gruppen scholl es von Mund zu Munde: „Lougwy ist erobert; die Preußen sind auf dem Wege nach Paris!“

Die lebhafteste Freude strahlte aus Aller Mienen; man drückte sich die Hände, jubelte laut über die nahe Befreiung, und Einer aus der Menge rief, daß man das „Ledeum“ singen solle.

In diesem Augenblicke ging Marie an Friedrich vorüber; sie sah traurig aus. Plötzlich kehrte sie um, blieb vor dem jungen Mann stehen und sagte leise:

„So werden Sie denn allein von unserm Feste ausgeschlossen bleiben?“

„D, welches Fest!“ dachte Friedrich schauernd. „Wenn das Volk ihr Freudengeschrei hört, wird es sie erwürgen!“

„Haben Sie mir nichts zu sagen?“ fuhr sie fort, als Friedrich schwieg, und sah ihn zärtlich an.

Ein Schwindel erfaßte Friedrich, als das schöne Antlitz so liebevoll zu ihm aufschaute; er sah das theure Haupt unrettbar dem Verderben verfallen, das in der nächsten Stunde hereinbrechen konnte — mußte, und sein Herz schrie auf: Was willst du leben, wenn du sie nicht retten kannst? Stirb mit ihr! — Und den Blick der Geliebten leidenschaftlich erwidrend, sprang er statt aller Antwort auf die nächste Bank, schwor laut seinen frühern Irrthum ab und stimmte das „Ledeum“ an. Aber Nie-

mand stimmte ein, alle Gefangenen schienen starr vor Erstaunen über das Unerhörte. Endlich schrie Melbourg:

„Glaubt ihm nicht; das ist nichts als Feigheit — er kehrt der besiegten Partei den Rücken!“

Mit einem Sprung war Friedrich neben ihm und preßte krampfhaft die Hand seines Nebenbuhlers.

„Elender!“ rief er. „Die Gefahr ist drohender als je — der Tod schwebt über eurem Haupte, und was ich mit euch theilen will, ist das Schaffot! — Es lebe der König!“

„Es lebe der König!“ wiederholten alle Gefangenen; ein alter Priester bestieg die Bank, welche Friedrich verlassen hatte, und stimmte auf's neue das „Ledeum“ an. Aber kaum waren die ersten Worte erklingen, als das furchtbare „Ca ira“ in den Gängen ertönte; eine dreifache Reihe Förderirter erschien daselbst und das Gitter öffnete sich. Danton durchschritt allein den Hof, ergriff mit der einen Hand den Priester, mit der andern Friedrich und schleuderte sie den Förderirten mit den Worten zu: „In den Kerker mit diesen Menschen!“

Hierauf wandte er sich zu den anderen Gefangenen, kreuzte die Arme über seiner breiten Brust und sprach langsam:

„Ja, Lougwy ist verloren! Die Preußen rücken vor, aber wir werden nicht weichen, noch uns ergeben und, wenn es nöthig ist, uns unter den Trümmern der Hauptstadt begraben lassen. Aber wir sterben nicht allein und unsere Feinde werden vor uns sterben.“ Und als er drohend die Faust ballte, beugte sich unwillkürlich jedes Haupt und mancher Brust entrang sich ein unterdrückter Schreckenslaut.

Als die Gefangenen sich von ihrer Bestürzung erholt hatten, war Danton verschwunden; die Höfe lagen wieder in ihrer düstern Einförmigkeit da, aber auch das freundige Gepolter der Gefangenen war verstummt; ein düsteres Stillschweigen brütete bis zum Abend über Allen und mehr als Einer sah diese Nacht im Traume Danton's Hand drohend über seinem Haupte schweben. —

Der Kerker, oder vielmehr das Grab, in welches man Friedrich lebendig eingesperrt hatte, war eng und düster. Mit drei Schritten durchmaß er ihn und der schwache Dämmerchein, der mühsam durch die dichten Eisenstäbe der kleinen Luke drang, ließ kaum erkennen, ob es draußen Tag oder Nacht sei. Und doch hatte dort ein Goldblad, dessen Samen wohl ein Vogel hingetragen hatte, gekeimt und schmiegte sich an das Eisengitter. Diese kleine, armselige Pflanze war das Einzige, was Friedrich daran erinnerte, daß es draußen Licht und Leben gebe. Plötzlich von der Außenwelt getrennt und unter den Steinen eines Kerkers begraben, empfand er eine liebevolle Theilnahme für diese arme, dem Wind und Wetter preisgegebene Blüthe, die ihm das blühende Leben der Außenwelt verkörperte; sie mahnte ihn an Marien, die süße Mädchenblume, die auch der Sturm der Revolution bedrohte, und mit dem Aberglauben der Verzweiflung sagte er sich: „Wenn der Wind diese Blume entwurzelt, wird auch Marie sterben!“

Er konnte seine Augen nicht von der zarten Pflanze abwenden, die seine letzte Hoffnung verkörperte; er versuchte, bis zur Luke emporzuklimmen, um ein wenig von der feuchten Erde seines Kerkers auf die Wurzeln der Blume zu häufen; aber er vermochte nicht, sie zu erreichen und sagte wehmüthig, indem er zurücksaß: „Ich vermag nichts für ihre Rettung zu thun!“ — denn Marie und die Blume verschmolzen in seiner erhitzten Phantasie zu einem Bilde.

(Fortsetzung folgt).

Aus Deutschlands ältester Geschichte.

(Schluß.)

Auffälligerweise scheint noch kein Eisen die drei alten Metalle zu vermehren, dagegen zeigt die Behandlung der alten Stoffe unzweifelhaften Fortschritt. Das Faß, die Lade (?), der Hammer und das Messer (wenn für diese beiden nicht ältere Ausdrücke

verloren sind), der Korb, der Naugen, die Obstbarre, der Sessel, die Bank, die Bettstelle, die Ledersohle treten als neue Geräthschaften auf — leider auch Schloß und Schlüssel, sowie für den Krieg Schild und Speer. Dagegen ist das Schiff noch immer

ein Nachen, der nur mit Rudern auf Binnengewässern fortbewegt wird. Auch die Reifkunst fehlt noch immer.

Die nothwendig gewordene Wahrung des Besitzes deutet bereits auf Umgestaltung des alten patriarchalischen Zustandes hin. Die Archäologie zeigt uns, daß Mitteleuropa vor der Besiedelung durch die Indogermanen bereits eine Bevölkerung hatte. Daß diese bei der Eroberung des Landes ganz ausgerottet oder vertrieben wurde, ist an sich nicht wahrscheinlich und wird es noch weniger durch das Vorhandensein einer großen Klasse unfreier oder halbfreier Leute in diesen Landen beim Beginn der Geschichte. Vermehrte man durch Einführung des Ackerbaues die Arbeitslast, welche mit jeder Wirtschaftsführung verbunden war, so lag es nahe, Bezwangene, vielleicht anfänglich nur in Sümpfe oder Bergschluchten zurückgedrängte Reste der Urbevölkerung zu fangen und mit dieser Last zu bepacken. Auch die sehr vermehrte Industrie lud dazu ein. So mag es sich erklären, daß ein neues Wort für quälen aufkommt: mak, eigentlich müde machen, also wohl überarbeiten, abrackern. Bei einer so vermehrten Nachfrage nach Arbeit mußte das Unpraktische der oben von uns vermutheten grausamen Behandlung der Gefangenen einleuchten. Zwar fehlt noch immer ein Ausdruck für Sklaverei, aber auch ohne einen solchen Begriff konnte man durch regelmäßige Frohnden — wofür sich eine Bezeichnung vom ursprünglichen rabch, „anpacken, sich anstrengen“, leicht ableiten ließ — den Zweck erreichen; freilich nur bei der nordöstlichen Hälfte der Europäer findet sich das fragliche Wort: es ist das slavische Rabota, das lettische Rabata, das deutsche Arbeit. Vielleicht ist die südwestliche Hälfte, die Vorfahren der Kelten, Römer und Hellenen, damals noch diesem Verfahren fern geblieben; vielleicht haben sich zwei Bezeichnungen für diese Frohnden gebildet, von denen die eine bei dem Südweststamm vergessen ist, die andere beim Nordoststamm; während sie sich im Südwesten als das lateinische labor (aus rabor) erhalten hat. Thatsächlich findet sich bei beiden Hälften eine sehr häßliche Vokabel, die jedenfalls das Auftreten einer enterbten, unterdrückten Volksklasse im Gegensatz zur Urzeit beweist: Kasyah, lächerliches Weibsbild, abgeleitet von kas, „tragen“.

Daß bei so bewandten Umständen die juristischen und sittlichen Begriffe sich vervielfältigen müssen, ist klar. Das Gesetz taucht auf als Lagha, das Niedergelegte, Festgesetzte. Sehr bezeichnend erscheinen gleichzeitig Aita, der Eid, und Menta, die Lüge. Auf ein bewegteres Seelenleben deuten Yaka und Ghlaunya, Scherz, und Shramada, Getnirsch. In der Weltanschauung scheint der Optimismus dem Pessimismus zu weichen. Der Mensch als solcher nennt sich Ghaman, der Irdische. Wahrscheinlich versinkt sich auch die Göttervorstellung — doch geht Fick auf diese Fragen nicht ein und so mögen sie auch hier beiseite bleiben. Erwähnung finde nur ein neuer Gottesname, der griechische Theos (altnord. Diar, Plur.), der den „Erblicker“ bezeichnet und auf das Erwachen des bösen Gewissens zu deuten scheint.

Scheint es danach fast zweifelhaft, ob wir dem ökonomischen und technischen Fortschritt zulieb uns über diese ersten Neugestaltungen auf deutschem Boden befriedigt fühlen können, so wird doch alles Unliebame daran reichlich überwogen durch den Gewinn auf politischem Gebiet. Der alte Agrarkommunismus wird nicht nur fortgehalten, sondern gekräftigt durch die Zusammengliederung der einzelnen Gemeinden zu einem größeren Staatswesen. Das Wort Kantaria, Hundertschaft, Departement, beweist diesen Vorgang, dessen Wirkungen wir ja auch thatsächlich bei allen Zweigen dieser Gesamtnation finden, sobald das erste Licht der Geschichte auf sie fällt. Erleichtert wurde dieselbe offenbar durch das engere Zusammenwohnen, das mit dem Vorwiegen des Ackerbaues gegeben war. Darauf deutet auch der beginnende freundschaftliche Verkehr zwischen verschiedenen Haushalten, der sich wiederpiegelt in den Ausdrücken Svesarigna, Schwestersohn, und Galvas, Manneschwester, — daß die letztere meist auswärtig verheirathet war, erklärt das bisherige Fehlen des Ausdrucks für sie; daß man nun auch mit der auswärtig Verheiratheten häufig zusammenkam, erklärt die Bildung eines solchen.

Auch die Vokabeln Ghasti, Gast, und Ghaspati, Wirth, deuten auf dasselbe Zusammenrücken der Höfe. Damit war nun auch die Ausbildung eines Gemeingefühls ermöglicht, und das offenbart sich kräftigst dadurch, daß neben das alte patriarchalische Königthum als wahre, souveräne Staatsgewalt eine demokratische Volksgemeinde tritt — die erste Regierung der Republik, von der wir wissen, und zugleich das erste politische Ereigniß auf deutschem Boden. Allerdings besteht die alte patriarchalische Fürstenwürde fort, aber ihre Bezeichnung muß sich einer andern Endung bequemen, wodurch das Wort entsteht, das wir im lateinischen rex und altdeutschen reiks (unsere Namensendung rich) wiederfinden. Nur die Damen, wie immer konservativ, retten den alten Titel in weiblicher Form für die regina, reine. Diese gemeinsame Aenderung deutet schon auf eine Abschwächung der alten Gewalt; daß dann bei den Einzelvölkern der Hellenen, Slaven, Letten, Germanen u. s. w. ganz neue Fürstentitel aufkommen, weist auf fernere Umgestaltungen des Staats. Aber schon vor der europäischen Völkervertheilung ist die durchschlagende That geschehen. Das beweisen die gemeinsamen Ausdrücke Kaiwa, Staatsbürger (altdeutsch Hiwa, lateinisch civis, woher civitas, cité, city, citoyen), Parka^{*)}, Volk (altdeutsch Folk, hellenisch [Dial.] Polkos, eigentlich Polkos, slavisch Pluku, litthauisch Pulkas) und Tautah, souveränes Volk (altdeutsch Thiuda, sabinisch Tauta, oskisch Tauta, lettisch Tauta — dazu die illyrische Königin Tenta und vielleicht die großen Revolutionäre gegen den König Zeus, die Titanen). Die erste dieser wunderbar lebenden Vokabeln bedeutet ursprünglich den „trauten Genossen“ und deutet dadurch an, wie gemeinsame Interessen unsere Väter vor vier-tausend Jahren ohne äußeren Zwang dahin geführt haben, erstens die trennende Besonderheit der alten kleinlichen Staatswesen zu überwinden, zweitens sich zur gemeinsamen Leitung ihrer Angelegenheiten zu verbinden. Für die zweite, Parka, weiß Fick im Wörterbuch, wo er sie bespricht, nur die unbrauchbare Ableitungsmöglichkeit von prak, flechten, anzudeuten. Er scheint dabei zu übersehen, daß prak auch bedeuten kann „fordern“, und daß das Volk, insofern es nicht als regierendes konstituiert ist, eine fordernde Menge heißt. Was gefordert wird, ist bei der agrarkommunistischen Organisation jener Gesellschaft sehr klar. Gewährt aber wird die Befriedigung dieser Forderung durch die Tautah, d. h. die Machthaber, die Versammlung aller freien Männer, die sich selbst als höchste Gewalt bezeichnet, vor der der „König“ Reiks nur als Ehrenpräsident und Oberopferer noch eine Bedeutung hat, wie wir es im alten Germanien wirklich bei Beginn der Geschichte finden, und wie es also auch die europäischen Brudervölker als politisches Vermächtniß von uns mitbekommen haben. Und nun gewinnen wir noch ein neues Recht, hier von unserer alten Geschichte zu sprechen, dem vom Worte Tautah kommt der Name der Teutonen, das Adjektiv thiudisk, hochdeutsch Diutisk, nach dem wir uns Deutsche nennen, wie unser Nationalheld Dietrich, Thiudareiks, den Präsidenten der Thiuda, Tautah bedeutet. Dürften wir also nicht mit vollem Recht das Wort Deutsche mit Demokraten übersetzen und, wenn man die ökonomischen Zustände jener Urdemokratie berücksichtigt, mit Sozialdemokraten? Haben wir nicht ein volles, wissenschaftliches, durch einen konservativen, royalistischen Göttinger Professor verbürgtes Recht, jeden Nichtsozialdemokraten für einen schlechten Deutschen, einen Berräther an der altheiligen Tradition unseres Vaterlandes zu erklären?

Die Gegend zwischen Niederrhein und Niederelbe hat ihre demokratische Fruchtbarkeit behalten. Hierher gehören ja besonders die berühmten Schilderungen des Tacitus — nicht zu gedenken der so vielfach gemißbrauchten Teutoburg (der Burg des Tautah!); hier, an der Weser bei Markloh, tagte, zuletzt 772 nach Christus, jenes Allsachsenparlament, das uns zum erstenmal in der Weltgeschichte eine geregelte Volksvertretung zeigt; an dieser Küste haben die Friesen und Strandsachsen

^{*)} Es ist zu bemerken, daß Fick in der „Spracheinheit“ diese Vokabel übergeht, — es ist uns unbekannt, aus welchen Gründen.

das ganze lange Mittelalter hindurch ihre alte heidnisch-demokratische Freiheit gegen Fürsten und Pfaffen blutig vertheidigt. Hier hat sich in Münster jener hoch bemerkenswerthe Versuch, der Zeit vorauszufliegen, zugetragen, den man durch alle Verleumdung hindurch immer mehr bewundern und beklagen lernt. Hier ist an der See das Heimathsland der Geusen und landeinwärts die Haide, auf der alte Bauern das Gesicht von der Schlacht

am Birkenbaum erblicken, das der jüngst verstorbene Freiligrath so ergreifend geschildert hat — ist es ein Nachgesicht jenes Entscheidungskampfes, durch den einst, gewiß nicht unblutig, die Tautah über den Rahgan siegte? Vielleicht! Doch sollte das alte Spiel an alter Stätte vom alten Stamme nicht auch wiederholt werden können? Der Mensch ist ja ein Manus, der alles behält und nichts vergift. S.

Des Frühlings Einzug.

Der Himmel lagert trüb und feucht
Sich über öden, grauen Fluren,
Noch Alles zeigt, ob schwer, ob leicht,
Des Winters volle Konfakturen;
Und Märznebel, dampf und kalt,
Die sich im Morgenwinde blähen,
Umziehen Thäler noch und Höh'n
Am Wiesenbach und an den See'n,
Indeß nach frischem Grün zu spähen,
Das schone Wild zur Quelle eilt,
Die aus dem nahen Felsenspalt
In hundert muntern Knabenspringen
Sich bald zum Wald, zur Wiese theilt.
Mit einemale höret man
Ein Flüstern durch die Fluren dringen,
Da heben rings sich alle Ohren,
Nicht eine Silbe geht verloren, —
Was dieses Flüstern deuten kann?
Das Reh vertraut dem Busenfreunde,
Der Hase einem jungen Baum,
Und ehe dieser noch vermeinte,
Es wisse dies ein Vogel kaum,
Da ruft der Kukul durch die Zweige:
„Der Lenz, der holde Götterjohn,
Er naht unsern Marken schon —
Des Winters Herrschaft geht zur Reige!“
Das hören nun die Lüfte wieder,
Die diese Botschaft hergebracht,
Sie zürnen, daß so unbedacht
Der Schwäger dieses ausgeplaudert,
Und grollend fahren sie hernieder,
Den losen Vogel auszuschelten;
Doch auch mein Freund hat nicht gezauert,
Noch eh' sie kamen, zu vergelten,
Jog er mit eiligem Geschick
Sich in den dicksten Busch zurück.

Noch hielt das Fischlein tief im Grunde
Gefangen fest ein schöner Traum,
Da lockt' es schon mit dieser Kunde
Die Welle an des Baches Saum.
Was Wunder, wenn dem Winter schon
Durch einen eifrigen Spion
Die schlimme Zeitung zugekommen:
Ein junger, hoher Götterjohn
Befehle ihm um seinen Thron.
Für diesen hangend und sein Leben,
Nachdem er kaum das Wort vernommen,
Wird schon Befehl von ihm gegeben
Zu rüsten seine Söldnerhaare —
Und Alles wird nun aufgeboten,
Was je in seinen Diensten war.
Des Nordlichts flammende Zeloten,
Sie rufen auf zum wilden Streit
Und ihrem Rufe folgen weit
Des Nordsturms grimmige Herbstbesieger,
Bald thürmen sich des Eises Wälle
Rings um des Reiches Einlaßschwelle,
In glänzend reinem Waffenschmuck
Gepanzert stehen seine Krieger,
Mit einem einz'gen vollen Druck
Den kühnen Fremdling zu verderben.

Zum Sieg geschmückt und nicht zum Sterben,
So rückt von Ostens Thoren her
Mit hunderttausend muntern Klängen,
Zum nahen Kampfe sich zu drängen,
Des Frühlings ungebüdig Heer.
Voran Parlamentäre gleich
Die Störche zieh'n in bunter Zahl,
Sie kündeten mit dem Klappereschwall

Vom Kirchenturm das neue Reich.
Das bringt den Winter nun zum Rasen,
Er läßt ergrimmt zum Angriff blasen
Und allenthalben wild und heiß
Entbrennt der Kampf. Ein kalter Schweiß
Kinnt von der Stirn der wilden Horden,
Ein Ringen hier und dort ein Morden,
So neigt der Kampf sich hin und her.
Schon wollen unter Feindesstreichen
Des Winters tapf're Reihen weichen;
Sie halten kaum die Wälle mehr,
Da stürmt er mit des Schreckens Graus
Mit aller Macht und Wuth hinaus,
Und ach, des Frühlings junge Schaar
Besfällt ein zitternd schwanktes Grauen,
Sie streckt die Waffen schon, fürwahr —
Doch nein! — in frischem, vollem Zug,
Wie mit der Windsbraut Blüthesflug,
Sieht man sie auf die Feinde hauen.
Ein letztes Ringen, letzter Kampf —
Des Winters Streiter unterliegen,
Ein Knall, ein Stoß, ein grauer Dampf,
Man sieht den Ball zur Höhe fliegen;
Des Südwind's warme Sturmkolonnen,
Sie haßen diese Schlacht gewonnen,
Mit Siegesliedern, Hurrahschrei'n,
So ziehen sie zur Beste ein.

Der Winter aber ohne Raft
Entflieht zur See mit aller Hast —
Dort schwingt er sich an Schiffes Bord
Und rettet sich zum fernsten Nord.
Noch muß April mit kleinen Schreden
Als letzte Hut den Rückzug decken,
Bis dann nach einer kleinen Frist
Das ganze Reich des Frühlings ist.

Inzwischen hüllt in's Festgewand,
In grünen Schmutz sich alles Land;
Mit Blumentränzen in dem Haar
Gezieret harret Schaar um Schaar
Auf allen Wegen, allen Stegen
Des Lenzes Einzug nun entgegen.

In wunderschöner Maiennacht,
Wenn Stern um Stern am Himmel lacht,
Der Mond mit vollem Silberschein
Beleuchtet feenhaft den Hain,
Da zieht in zauberhafter Pracht
Der Lenz in seine Reiche ein.
Der Maienglöcklein Festgeläute
Ertönen nah und in der Weite,
Und märchenhafter Töne Klang
Erschallet rings den Zug entlang,
Betäubend süß ein Wonneduft
Durchzittert weich die Maienluft.
Auf buntem, leichtem Blüthenthron
Von wundersamem Farbenschmelz,
Wohl zarter als der Sammetpelz
Der Tulpe und des rothen Moh'n,
Erhebt sich nun der Götterjohn,
Und 'gen die Erde breitet er
Wie segnend seine Hände her,
Als wolle er in trum'ner Luft
Sie zieh'n an seine Götterbrust.
Und jeder Baum, der neu belaubt,
Und jede Blume neigt das Haupt
In tiefster Stille zu der Erd',
Kein Laut, der diese Weiße stört.
In diesem einzigen Moment
Der ganze Himmel flammend brennt;

Ein blendend weißer Blüthesstrahl
Durchzuckt die Luft mit einemmal
Zur Erd', mit einem Donner Schlag,
Daß sie in's Mark erbeben mag.
Und wenn das Aug', vom Glanz betäubt,
Sich gegen diesen Zauber sträubt,
Sich forschend wieder neu erhebt,
So sieht es Alles bunt belebt.
Aus jedem Blumentelche lind
Beschauet dich ein lieblich' Kind;
Und jeder Baum auf seinem Ast
Beherbergt einen Göttergast;
Auf jedem Graseshalme auch,
Wie um den blüthenvollen Strauch,
Da tanzen Elfen ihren Reih'n
Im silberhellen Mondenschein;
Und dort um jenen Lindenbaum,
Dein irdisch Aug' bemerkt sie kaum,
Sylphiden gaukeln um den Baum
Und bilden einen goldnen Saum.
Betracht' der Quelle frischen Born,
Mit einem kleinen Silberhorn
Da labet dich zum Trinken ein
Ein wunderschönes Mägdelein,
Und aus des Flusses Schilf hervor
Begaubert dich ein Nixenchor.
Und wenn dein Aug' am See verweilt,
So sieht es, wie sich dieser theilt,
Es steigt des Sees Königin
Aus ihm zum nahen Ufer hin,
Du siehst den marmor-weißen Leib
Von diesem schönen Götterweib.
Ihr folgen dann in großer Zahl
Die Wasserseen allzumal,
Ja aus der Erde tiefstem Schacht
Entrinnen Gnommen ihrer Nacht,
Und wo die Fluth des Lebens fließt,
Zu der der Lenz die Wellen gießt,
In deren Schoos zu ihrer Hut
Ein überirdisch Wesen ruht —
Es muß zu diesem Geisterreigen
Jedwedes seinem Schoos entsteigen.

Das ist die wunderbare Stunde
Wo auf dem ganzen Erdenrunde
Der Geister unsichtbares Heer
Von der Nase grünem Rande
Bis hin zum großen Weltenmeer
In magisch feenhaftem Bunde,
So lang' des Mondes Scheibe scheint
Zur höchsten Feier sich vereint,
Wenn so der Lenz in stiller Nacht
In seiner märchenhaften Pracht,
Sich mit der Erde neu vermählt,
Mit tausendfacher Kraft sie stählt.
Doch, wie der Mond sich leise neigt
Und in des Meeres Wellen steigt,
Mit seinem bleichsten Strahle grüßt —
Ein Hauch der Nacht . . . die Feier schließt.
Wenn dann der Morgenstern erscheint,
In holder Scham der Himmel weint,
Dann siehst du auf der ganzen Au'
Nichts mehr, als diamant'nen Thau,
Der in dem leisen Morgenwind
Sich zitternd auf der Blume wiegt.
Du glaubst, daß mich mein Auge trägt?
O nein! doch bloß ein Sonntagkind
Sieht diese Geisterfeier nur
Und hört die Sprache der Natur.

Willy. Sternfeld.